

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 5

Nachruf: Zur Erinnerung an August Socin
Autor: Mähly, J.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

in die Kommode legte. Doch da es zu dunkeln begann, konnte er die Natur dieses Lächelns nicht erkennen, und auch Bernhard erriet mehr, als er sah, daß Hertha's Mund sich schmerzlich verzogen hatte. Und ein Klang der Sehnsucht war in ihrer Stimme gewesen, der rüttelte die eigenen Gefühle in der Brust des Bruders, die kaum zur Ruhe gekommen waren, mächtig auf. Er dachte an Maximow, aber im eigenen Interesse, er wollte ihn zu sprechen suchen, um Gelegenheit zu haben, Reginen zu begegnen. Weil er aber nicht in Unklarheit sein wollte über die Art und Weise, wie der Vater sich künftig dazu stellen werde, so richtete er nochmals das Wort an ihn, ehe er das Haus verließ.

„Wie halten wir's nun in Zukunft, Papa? Ich möchte nicht, daß du glaubst, ich ginge heimliche Wege.“

Da rief der Major, indem er ungestüm auf ihn zutrat und ihm die Hand auf die Schulter schlug: „Still, Junge, ich werde dir doch nicht auf den Dienst passen! Wenn es einmal so weit ist, na dann kosten wir den Konflikt aus; für jetzt — haben wir uns ausgesprochen.“

„Mein alter, ehrlicher Papa,“ erwiderte Bernhard und schüttelte ihm krampfhaft die Hand.

Hoyer sah ihm nach, hörte, wie er die Treppe hinunterstieg und dachte dann laut vor sich hin: „Ich muß doch 'mal hin, das Mädchen unter die Lupe neh-

men. Er soll mir nicht auf den Kopf sagen, ich wüßte nicht, was ich ihm vorenthalte.“

„Ja, Papa, thu' das!“

Er fuhr auf: „Wetter auch, das war wieder 'mal verschappt! Berrat' mich nicht, Herrchen.“

„Wo werd' ich denn! Such' dir nur einen passenden Vorwand.“

„Weißt du was, Hertha, wir machen das zusammen ab.“

„Wir Papa?“ Hertha suchte im Zwielicht seine Züge zu erkennen. Aber der arglose Ton schon sagte ihr, daß kein Hintergedanke im Spiel sei. „Wenn du willst.“

„Und dann kann ich mit gutem Gewissen Front machen gegen diese überspannte Neigung! Wie der Junge nur darauf verfällt, so ein tüchtiger, ruhiger Mensch. Ja, wär's der Fritz gewesen! Ach ja, Fritz“ — unterbrach er sich, — „der hat uns zu dieser Auseinandersetzung geführt!“

Er ergriff den Brief, der vergessen auf dem Tisch gelegen hatte und setzte sich mit dem Papier ans Fenster. Die Dunkelheit stieg aus dem Thal heraus. Die Buchstaben waren nicht mehr zu erkennen, nur die zackige Brandlinie hob sich deutlich von dem weißen Briefbogen ab. Aber der Major las immer noch darin.

(Fortsetzung folgt).

Zur Erinnerung an August Socin. †

Mit Bild.

Es war ein trüber Regentag (der 24. Januar), als man den geliebten Toten zu Grabe trug, aber noch trüber und düsterer sah es in den Seelen der vielen Tausende aus, die ihn mit ihren Erinnerungen, ihren Segenswünschen und ihren Seufzern begleiteten. Auch wer den Verstorbenen nicht gekannt hatte, mußte schon an den äußern Anzeichen erkennen, daß diese Teilnahme einem ungewöhnlichen Menschen galt, einem Liebling des ganzen Volkes. In der That, diese Teilnahme hat alle Kreise der Bevölkerung, ohne Unterschied, durchdrungen, und wahrscheinlich hat die Stadt Basel in diesem Jahrhundert noch keine so impoante Kundgebung ihrer Bevölkerung gesehen, wie sie an diesem 24. Januar zu Tage trat — und sie war keine ceremonielle, sie galt keinem Hochgestellten, sondern sie war eine tief innerliche und galt einem schlichten Bürger, der freilich zu den Höchstgestellten im Reiche der Wissenschaft gehörte, und der mit den reichsten und schönsten Gaben des Geistes wie des Herzens geschmückt war. Bei Socin konnte man in der That schwanken, ob man mehr den großen Gelehrten verehren, oder den edlen Menschen lieben solle; denn es konnte, menschlich gesprochen, scheinen, als hätten sämtliche Tugenden einen Bund geschlossen, sich in seiner Seele zu vereinigen und zwar im schönsten, abgewogensten Ebenmaß — nur daß die Bescheidenheit zu wuchtig vertreten war! Als der Schreiber dieser Zeilen vor zwei Jahren den Verstorbenen zu seinem 60. Geburtstage schriftlich beglückwünschte, antwortete dieser gleichfalls schriftlich, solche Kundgebungen „gewähren ihm wenigstens den Trost, daß er nicht umsonst gelebt, gestrebt und — gefehlt habe!“ Letzteres war gewiß auch bei ihm der Fall, denn das ist unser aller Schicksal — nur mußte er diese „Fehler“ selber an sich wahrgenommen haben, wir andere wenigstens haben sie nicht bemerkt, am allerwenigsten merkten sie seine Kranken, denen

er nicht bloß ein helfender Arzt, sondern ein werkthätiger Brüder war, der aus der Fülle seiner Herzengüte Gabe um Gabe schöppte, um sie den Armen, den Müßigeligen und Beladenen zu spenden — und es waren nicht bloß „Broden, die von des Reiches Tische fielen“, es waren Gaben einer mildthätigen Hand, die, was Kücke und Keller boten, auch den Patienten, wo es Not that, zukommen ließ; es war ihm Herzensbedürfnis, auch über seine Pflicht hinaus Gutes zu thun und Liebe zu üben. Keiner hat sich vergebens an ihn gewandt, „beseligend war seine Nähe, und alle Herzen wurden weit.“ Was Wunder, wenn seine Kranken ihn wie einen Vater ins Herz schlossen, wenn alle, die in dienstlichen Angelegenheiten ihm nahe traten, mit den Blicken innigster Verehrung zu ihm empor schauten und den Tod ihres Wohlthäters als einen schweren persönlichen Schlag empfanden und zeitlebens empfinden werden. Was Wunder, wenn er, so lange ihm zu wirken befchieden war, in der Sonne der Volksgunst, wie kein anderer, wandeln durfte, einer Sonne, die keinen Schatten warf? Denn er hatte, im wörlichsten Sünde nie einen Feind, und selbst unter aller Feind, den zu bekämpfen sein allzuschweres Leid angethan, als er ihn niederknallte; denn er traf ihn auf der Sonnenhöhe seines Ruhmes und seines Glücks (wenn Glück eine solche Lebensstellung heißen darf); und Socin wußte, daß ihn ein längeres Leben nicht mehr höher tragen konnte, er möchte also fühlen, daß jener zur richtigen Zeit für ihn (wenn auch allzufrühe für uns) gekommen war. Für uns, seine Kollegen, ist sein Tod ein wahrhaft unersetzlicher Verlust; wir gehörten ja zu seiner weiteren Familie, und dieser hängt der Trauerchor am dichtesten um das Haupt. Wir vermissen nicht bloß sein reiches Wissen und Können, sondern auch sein mildes versöhnliches Walten, sein geistsprühendes Wesen, seine gewinnenden

Umgangsformen und die vollendete, aber durchaus ungezwungene Eleganz seines Auftretens, die sich sogar auf die Technik in seinem Berufe ausdehnte und die man virtuos nennen durfte, wäre sie nicht so ganz und gar spontan und natürlich gewesen. Durch diese Eigenschaften dominierte er auch in der Gesellschaft. Wann und wo er immer an der Konversation teilnahm, durfte man sagen: Conticuere omnes intentus ora tenebant. Wir nannen diese Vorzüge natürliche, und sie lagen wirklich in seinem Blut, sie waren ein Erbteil von mütterlicher Seite — und diese Mutter war aus der französischen Schweiz gebürtig.

Väterlicherseits war August der Sproß eines alten Baslergeschlechts, das ursprünglich aus Italien nach der Schweiz eingewandert war.

Geboren am 21. Februar 1837 zu Bivis brachte er, von einer früh verwitweten, ausgezeichneten Mutter erzogen, seine Jugend bis zum zwölften Jahre in Bivis zu, zog dann nach Basel und begab sich später zur Fortsetzung seiner Studien nach Würzburg. Dass schon jetzt ein ungewöhnlich starkes Pflichtgefühl in ihm lebendig war, beweist der Umstand, dass er sich von allem studentischen Treiben fern hielt und in Folge davon bereits mit 20 Jahren, genau an seinem Geburtstag seinen Doktorhut erwerben konnte. Nach einem längeren Aufenthalt an den Spitälern und Kliniken von Prag und Wien zurückgekehrt, bestand er 1859 zu Basel glänzend das Staatsexamen, und nach einem zweiten längeren Aufenthalt in Paris habilitierte er sich in seiner Vaterstadt als Privatdozent, erhielt im Jahre 1862 den Titel eines Extraordinarius, zwei Jahre später den eines Ordinarius an der Universität. Kurze Unterbrechungen erfuhr seine Thätigkeit durch einen Aufenthalt in den österreichischen Lazaretten in Verona und 1870 (von Anfang August bis in den November) durch einen solchen in den Reservelazaretten von Karlsruhe, wohin ihn die Großherzogin von Baden zur Behandlung der im Kriege Verwundeten berufen hatte. Mehrmals hat er glänzende Rufe nach dem Auslande abgelehnt, um seiner Vaterstadt treu zu bleiben. Dieser hat er auch in manch anderer Stellung in hervorragender Weise gedient, unter anderem als Mitglied und Präsident mehrerer Kommissionen. In seiner eigentlich beruflichen Thätigkeit als Professor, als Spitalchirurg, als Forcher, hat er eine Anzahl der lebensreichensten Reformen durchgeführt (unter anderem die antiseptische Wundbehandlung), wodurch er dem Basler Bürgerspital das Gepräge einer Musteranstalt zu verleihen verstand. Zum Operateur, wie zum klinischen Lehrer war er in geradezu hervorragender Weise befähigt und zählte bald zu den Koryphäen des Faches.

Durch seine prächtig abgerundeten Vorträge wusste er seine stetig wachsende Zuhörerschaft an sich zu fesseln, vollends aber begeisterte er sie durch das selteste Verständnis, das er ihnen entgegenbrachte und durch sein Talent, mit dem Jugend sich jungen zu fühlen. Aller Wertschreiberei abhold, verarbeitete er seine Stoffe aufs gründlichste, und was aus seiner Feder hervorgegangen ist, war aufs reißlichste erwogen und ist in jeder Hinsicht, auch in der Form, gediegen. So gleich sein erstes Werk „Die kriegs chirurgischen Erfahrungen“, 1871 erschienen, ferner eine Arbeit über ein wichtiges Kapitel der Chirurgie, das zwar schon früher erschienen, in dem Pitta-Billroth'schen Handbuch der allgemeinen und speziellen Chirurgie den Fachmännern zum zweitenmal geboten werden soll, dem aber zur Drucklegung die letzte Hand noch fehlt; doch ist die Vollendung von befreundeter Seite gesichert. Neben einer Reihe von Vorträgen und Auffäßen über Themata aus der Chirurgie sind seine nach dem Vorbild von Billroth mit Unterstützung seiner Assistenten herausgegebenen „Jahresberichte“

eine reiche Quelle der Belehrung und eine wahre Fundgrube des Interessanten und Neuen für jeden Fachmann. Mit seiner ärztlichen Thätigkeit hängt es auch aufs engste zusammen, dass er einer der eifrigsten Förderer der Bestrebungen des „Roten Kreuzes“ wurde, und demselben seit seinem Entstehen seine ganze Kraft widmete. Unvergessen bleibt, was er während des deutsch-französischen Krieges dafür gethan. Diese Thätigkeit war es, die ihn in persönliche Beziehungen zu der Großherzogin von Baden und der Kaiserin Augusta brachte und ihm die höchste Anerkennung dieser Fürstinnen sicherte. Aber noch in einer andern Richtung hat Socin sich um die chirurgische Wissenschaft verdient gemacht, nämlich als Mitbegründer der deutschen Gesellschaft für Chirurgie und des analogen, viel jüngeren Congrès de chirurgie in Paris; es dürfte kaum ein Jahr zu nennen sein, wo er nicht die Versammlung der einen oder der andern oder gar beider Gesellschaften besuchte. Wenn er sich bisweilen scherhaft den „Congreßonkel“ nannte, so war dieser Ausdruck bezeichnend und durchaus zutreffend für das Verhältnis, in welchem er zu seinen auswärtigen Kollegen, den französischen wie den deutschen stand.

Am eingriffendsten und erfolgreichsten war aber seine Thätigkeit als Arzt. Nicht nur war er einer von Gottesgnaden, als Diagnoskop und Therapeut, sondern, wie schon oben angedeutet, sein Pflichtgefühl war hier über alles Lob erhaben. Seine Kranken betrachtete er nicht, wie so viele andere, als Material, sondern als ein heiliges, ihm anvertrautes Gut, und wenn es galt, zu helfen oder zu retten, so gönnte er sich keine Ruhe, nicht einmal die dem angehenden Greisenalter so nötige Nachtruhe; er war zu jeder Stunde auf seinem Posten und hielt Wacht, er war noch opferbereit, als ihn schon die Krankheit erfasst hatte, die ihn aufs Sterbelager warf. Die einzige Erholung von der übermäßigen Anstrengung seines Berufes, die er sich gönnen konnte, war die Jagd, und gerade seine Jagdgehilfen sind es gewesen, welche die kräftigsten und rührendsten Beweise der Anhänglichkeit an ihren Meister und der Beliebtheit lieferten, deren er sich beim Wolfe erfreute. Aus weiter Ferne sind sie herbeigekommen, um mit überströmendem Herzen und thränenden Augen das Zeugnis ihrer Sympathie und ihrer Trauer um den Toten abzulegen. Mit dem Mut eines Helden hat er schon von Beginn seiner Krankheit an dem Tod ins Auge gesehen. Ohne Zagen hat er bis auf den letzten Augenblick seine Angelegenheiten geordnet,

August Socin. †



und mit der rührendsten Rücksicht dafür gesorgt, dass sein Hinschied die Freunde von nah und fern nicht allzu plötzlich und unvorbereitet überrasche. So starb er, ein wahrer Mensch in der schönsten Bedeutung des Wortes, stark, fest und treu bis zu seinem letzten Atemzug. Er musste ja erwarten, dass sein Hinschied, wenn nicht vorher geahnt, niederschmetternd auf sie wirken würde. Frau und Kinder hat er nicht hinterlassen, an seinem Grabe aber trauern seine nächsten Verwandten, die Witwe und die Kinder seines Bruders, mit denen er zusammenwohnte, und denen er ein zweiter Vater geworden und bis an sein Lebensende geblieben ist. Wenn er einstmal äußerte, er würde unter Blumen zu ersticken, so ist dieser Wunsch zwar nicht wörtlich in Erfüllung gegangen, aber der reiche Blumenflor, unter dem er zu Grabe geleitet wurde, reich, wie ihn die Stadt Basel noch nie gesehen hat, hätte ihm beweisen können, dass wenigstens das Menschenmögliche geschah, um seinem Wunsch gerecht zu werden. Mit einem Wort: Basel, aber auch das Ausland hat im vollen Maße gezeigt, wie man einen großen Bürger, einen großen Gelehrten und einen wahren, alten Schönen und Guten zugewandten, alten Niedrigen und Gemeinen abholden Menschen zu ehren hat.

I. Mähly.